

Das Gespräch aus der Ferne

Vierteljahreshefte zu wesentlichen Lebensfragen unserer Zeit

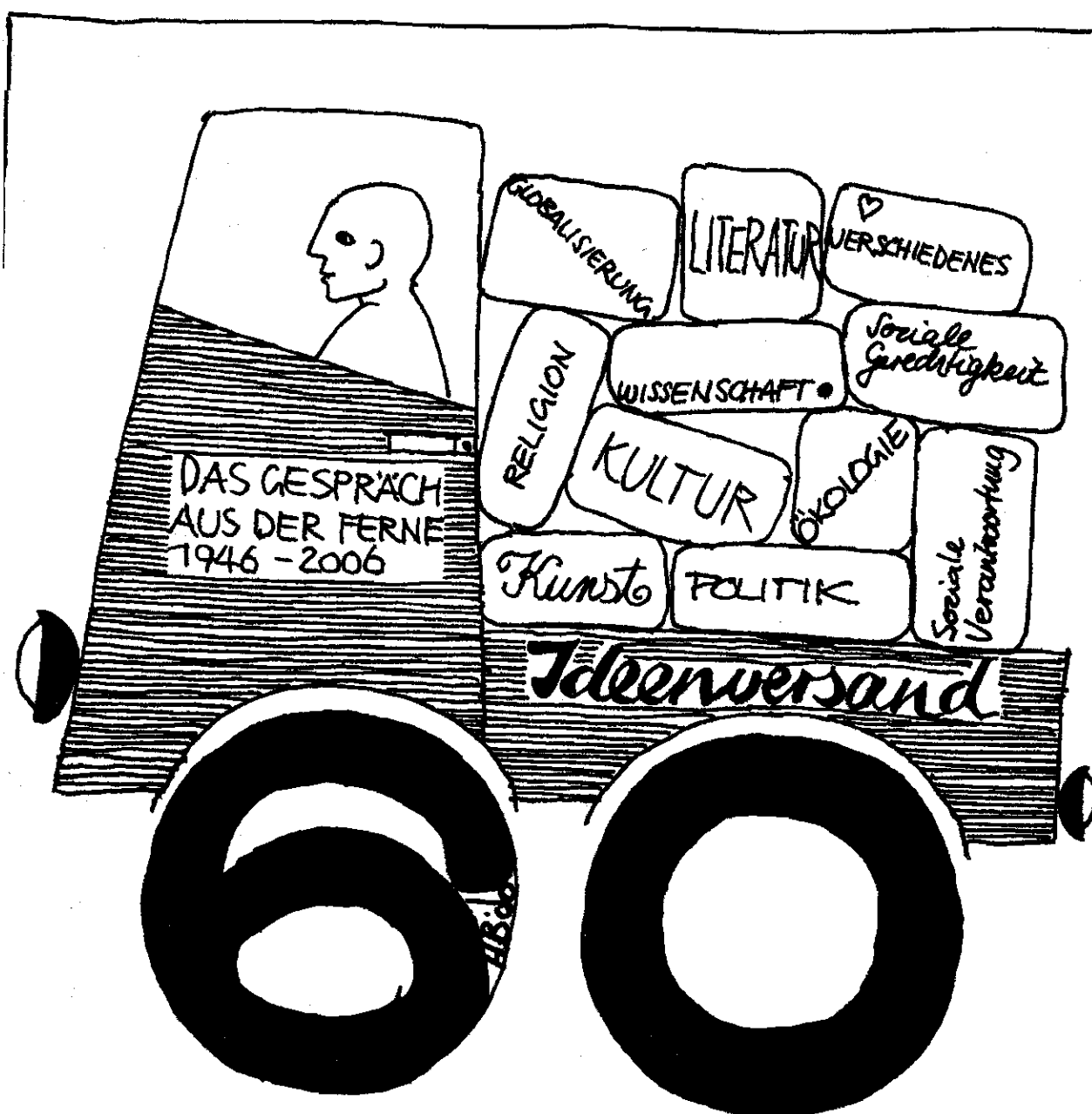
Herausgegeben von Dr. Günter Geschke und Ulrike Rietz

1946 gegründet von Dr. Hans Dahmen, weitergeführt von Liselotte Faltz (1978) und Dr. Michael Günther (1990)

Drittes Quartal 2006 • Heft Nr. 378 • 60. Jahrgang • ISSN 0942 - 2889 • C 5086 F

„Eine Welt“ oder keine Welt!?

Gerechtigkeit in Zeiten der Globalisierung



Zweierlei Maß?

Wider die Rechtfertigung des Eroberungskriegs

Gedanken des chinesischen Weisen Me-ti über Gerechtigkeit

Da ist jemand, der in eines anderen Obst- und Gemüsegarten eindringt und ihm Pfirsiche und Pflaumen stiehlt. Wenn die Leute davon hören, so verurteilen sie ihn, und wenn die Obrigkeit seiner habhaft wird, so bestraft sie ihn. Warum? Weil er andere schädigt, um sich selbst zu nützen. Geht er soweit, daß er anderen ihre Hunde, Schweine, Hühner und Ferkel wegnimmt, so ist seine Ungerechtigkeit noch größer, als wenn er in Gärten eindringt, um Pfirsiche und Pflaumen zu stehlen. Weshalb? Weil er anderen noch größeren Schaden zufügt, ist sein Mangel an Wohlwollen noch ausgeprägter und die Bestrafung noch schärfer. Wenn er nun sogar in Hürden und Ställe einbricht und andern ihre Pferde und Kühe wegnimmt, dann offenbart er einen noch größeren Mangel an Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl als bei der Wegnahme von Hunden, Schweinen, Hühnern und Ferkeln. Inwiefern?

Er benachteiligt seine Mitmenschen noch mehr, und, wenn er sie noch mehr benachteiligt, so muß seine Herzlosigkeit noch schlimmer sein und es gebührt ihm noch härtere Strafe. Läßt er sich nun gar dazu hinreißen, einen Unschuldigen zu töten, ihn seiner Kleider und seines Pelzes zu berauben und sich seinen Speer und sein Schwert anzueignen, dann ist seine Ungerechtigkeit noch viel größer, als wenn er in Hürden und Ställe einbricht und den Leuten ihre Pferde und Kühe wegreißt. Wieso?

Weil seine Schädigung anderer noch ernster ist. Dieser höhere Grad von Schadenszufügung zeigt eine noch höhere Stufe von Verworfenheit, und die Strafe muß dementsprechend härter sein. Alle Edlen im Reiche wissen das und verurteilen solche Handlungen, die sie als Ungerechtigkeiten, bezeichnen.

Wenn nun die Sache im großen gemacht und ein Staat angegriffen wird, dann sprechen sie nicht mehr ihr Verdammungsurteil, sondern sind im Gegenteil voll des Lobes und nennen es Gerechtigkeit. Kann man da noch sagen, daß sie den Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit verstehen? Das Töten eines Menschen gilt als ungerecht und es steht darauf eine Todesstrafe. Führen wir diese Erwägung weiter, dann ist die Tötung von zehn Menschen eine zehnfache Ungerechtigkeit und sollte mit zehn Todesstrafen geahndet werden, und die Tötung von hundert Menschen ist eine hundertfache Ungerechtigkeit und verdient hundert Todesstrafen. Die Edlen des Reiches verstehen das, sehr wohl und nennen es Ungerechtigkeit.

Kommen wir nun aber zu der Ungerechtigkeit im großen, nämlich dem Angriff auf einen Staat, dann verurteilen sie diese nicht mehr, im Gegenteil, sie rühmen sie und nennen sie gerecht. Sie verstehen die Dinge nicht und wissen nicht, was Gerechtigkeit ist. Daher schreiben sie die Erzählung von den Kämpfen nieder zum Gedächtnis für spätere Geschlechter, denn wenn sie sich der Ungerechtigkeit bewußt wären, wie würden sie diese Ungerechtigkeiten noch aufzeichnen, um sie der Nachwelt zu überliefern?

*

Me-ti, auch Mo-ti und latinisiert Micius geschrieben, lebte im 5. vorchristlichen Jahrhundert. Sein Geburts- und Todesjahr ist nicht bekannt. Auch von seinem Lebenslauf wissen wir wenig. Die längste Zeit seines Lebens scheint er im Staate Lu, der Heimat des Konfuzius, die wohl auch seine eigene war, verbracht zu haben. Zeitweilig war er Beamter; wie Konfuzius hat er sich an den

Höfen verschiedener Fürsten aufgehalten. Man vermutet, er habe später, wiederum wie Konfuzius, ein Wanderleben geführt und eine große Schar von Schülern in seinen Lehren unterwiesen. jedenfalls gründete er eine fest organisierte Gemeinschaft, die Richard Wilhelm geradezu eine »Kirche« nennt. Aber es handelte sich wohl mehr um eine Schule, allerdings in dem Sinne, daß die Schüler nicht nur eine Lern-, sondern auch eine nach festen Regeln geordnete Lebensgemeinschaft bildeten. Die Schule, deren Führung nach Me-tis Tode durch persönliche Übertragung von einem Nachfolger auf den anderen überging, löste sich auf, weil es an geeigneten Menschen fehlte, nachdem mehrere Schulleiter ihrer Überzeugung wegen hingerichtet worden waren.

Me-ti ist in der Religionsgeschichte bekannt als früher Prediger der allgemeinen Menschenliebe. Auch bei Konfuzius findet sich bereits die Forderung der Menschenliebe, aber hier ist sie eine rein innermenschliche Verhaltensweise und nicht, wie bei Me-ti, von einer höchsten Gottheit abgeleitet. In den alten von Konfuzius redigierten heiligen Schriften Chinas wird als höchste Gottheit »Tien«, der Himmel, genannt. Aber im *Universismus*, einer Religion des ewigen Weltgesetzes, schwankt die Bedeutung dieses Begriffes zwischen mehr personaler und mehr impersonaler Vorstellung. Bei Me-ti dagegen ist eindeutig klar, daß nach seiner Auffassung der auch von ihm verwandte Begriff »Himmel« eine persönliche Gottheit mit einem erkennbaren Willen bezeichnet.

Der Wille des Himmels richtet sich nach Me-ti auf Gerechtigkeit ... Die Begründung für diese Anschauung ist naiv und noch nicht durch das Wissen um jenes Problem belastet, das man Theodizee nennt...

(Aus: *Die Söhne Gottes. Aus den Heiligen Schriften der Menschheit, Auswahl und Einleitungen von Gustav Mensching. Verlag: R. Löwit, Wiesbaden*)

Wir bedanken uns für diese „Fundsache“ herzlich bei unserm Freund Reimar Lenz, Berlin g.g.

Kriegsgefangenen im eigenen Land

Frühjahr 1945: Frieren, hungern und sterben auf den Rheinwiesen bei Sinzig

Auszüge aus dem Tagebuch von Günther Hespe (1902 - 1990)

Über die Umstände, wie der Gründer des „Gesprächs aus der Ferne“, Dr. Hans Dahmen, bei Kriegsende in Gefangenschaft und in ein Lager auf den Rheinwiesen geriet, liegen uns keine autobiographischen Zeugnisse vor. Durch einen glücklichen Zufall ist es uns aber möglich, einen authentischen Einblick in die damalige Situation zu bekommen. Unser „Gesprächs“-Leser Hans Hespe hat uns Aufzeichnungen seines Vaters zur Verfügung gestellt, der als Soldat der Wehrmacht ebenfalls in amerikanische Kriegsgefangenschaft und in ein Lager bei Sinzig am Rhein geraten war. Günther Hespe, Wachtmeister in einer Flak-Batterie, berichtet zunächst aus den Gefangenelagern in den Äckern von Welda (bei Kassel), wo die Amerikaner ca. 45.000 deutsche Gefangene zusammengepfercht hatten:

>>...an einem der sehr heißen Tage kletterte plötzlich in unserem Lager ein Mann etwa in meinem Alter über den Zaun und lief bergauf in Richtung des Waldes. Offenbar hatte er durchgedreht. Ein Jeep kam ganz gemütlich herangefahren, ein kurzer Feuerstoß aus der Maschinenpistole, dann wurde die Leiche auf den Wagen geworfen. Ich kann mich nicht erinnern, dass dieser Vorfall große Erregung ausgelöst hätte. Man wunderte sich höchstens über die Dummheit des Kameraden, der das Unmögliche versucht hatte...

23.04.(1945) Hitze, kein Wasser,
24.04. kein Wasser, halbe Frühstücksration, Regen
25.04. trotz Erschöpfung Wasser getragen, trotzdem nur halbe Ration,
26.04. Wasser getragen, Verpflegung

120 gr. Schokolade, erstmals rasiert, 2.500 Mann verlassen das Lager, Regen,

27.04. Wasser getragen, rasiert, wieder 120 gr. Schokolade, 2.500 Mann weg.

28.04. wieder 120 gr. Schokolade, Regen, Zelt gebaut, sehr kalt...

3 Tage hintereinander nur etwas Schokolade als Verpflegung hatten bei vielen eine so starke Verstopfung zur Folge, dass einige daran starben. Ich konnte nur mit äußerster Anstrengung den Darm leeren.

In dieser ganzen Zeit lagen eine immer größer werdende Zahl von Kameraden auf bloßer Erde und warteten darauf, dass sie wegen eines wirklichen oder angeblichen Leidens ins Lazarett gebracht würden. Dies geschah dann auch, aber es erscheint mir fraglich, ob man ihnen helfen konnte oder ob sie dort starben, wie hinterher so viele in Sinzig, wo man heute ihre Gräber auf dem Friedhof finden kann.

Das erste Brot...

29.04. sehr windig und kalt, 16.30 Uhr Abtransport auf LKW's, zu etwa 50 Mann zusammengepfercht. Bewohner eines Dorfes werfen unterwegs Weißbrot auf die Wagen, das erste Brot.

Den ganzen 30.04. unterwegs über Marburg-Wetzlaff-Koblenz nach Sinzig bei Remagen am Rhein, wo wir am 01.05. ankamen, dort Entlassung.

03.05. Regen,

04.05. zum ersten Mal (hier) etwas Brot!

09.05. etwas Kartoffeln, aber kaum die Möglichkeit zum Kochen. Man gab uns Baumstämme, und wer ein Taschenmesser hatte verstecken können, schnitzte sich Späne von den Stämmen und machte ein Feuerchen.

10.05. Verlegung in Camp 23.

13.05. Rufverbindung mit Leuten, die außerhalb des Lagers nach Angehörigen fragten...

16.05. Die Lagerleitung will Herde bauen lassen. Jeder Mann trägt einen Ziegelstein etwa 1 Kilometer weit aus einer nahe gelegenen Ziegelei ins Lager. Amerikanische Bomber fliegen im Tiefflug über uns hinweg und machen Aufnahmen für ihre Wochenschau.

17.05. Statt in die erhoffte Freiheit Abtransport in offenen Waggons mit der Bahn nach Koblenz-Lützel. Dort war das Lager unterhalb der Kasernen an einem zum Teil als Müllhalde genutzten Abhang. Hier wurde ich trotz Fehlens einer Zeltbahn in eine Zeltgemeinschaft aufgenommen.

Ein amerikanischer Wachsoldat schenkt mir durch den Zaun hindurch ein englisches Buch, das von einer jüdischen, aus Deutschland geflüchteten Familie handelte...

18., 19., 20.05. Pfingsten

Unser Zelt regnet durch, gereizte Stimmung, weil ich keine Zeltbahn habe.

21., 22.05

Entlassungsparolen mehren sich,

24.05. erstes warmes Essen, ein köstlicher Genuss.

01.06. alles Antreten, Arme hochheben. Jeder, der die Blutgruppe in die Achselhöhle eingraviert bekommen hatte, wird als SS-Mann ausgesondert.

04.06. Erste deutsche Zeitung. Natürlich von der Besatzungsmacht herausgegeben. Werner B. berät sich mit mir, ob er bei einer Befragung wohl sagen soll, dass er Ortsgruppenleiter in Rostock war. Ich rate ihm es zu sagen, damit er hinterher nicht größere Nachteile hätte.

Dieser Rat war falsch, denn es wäre wahrscheinlich gar nicht herausgekommen es sei denn, ein Kamerad aus

Rostock hätte ihn denunziert, was damals allerdings bei der Stimmung möglich gewesen wäre.

06.06.45. Camp 7 leert sich! Wir müssen Dienstgradabzeichen und Ordensbänder entfernen, ein elendiges Gefühl. Einer hat ein paar Tage vorher sein Ritterkreuz gegen Lebensmittel weggegeben, ich habe es selbst gesehen.

07.06. statt in die Freiheit auf LKW's durch den blühenden Frühling am Rhein entlang aus amerikanischer in englische Gefangenschaft und zwar in ein großes Lager bei Wickrathberg in der Nähe von Rheydt.

Wir wurden also nach dem Wohnort in die englische Besatzungszone überführt. Auf den Feldern, die jetzt unsere Wohnungen sind, hatte das Korn schon eine gewisse Länge erreicht, so dass wir damit unseren Schlafplatz etwas polstern können, denn immer noch liegen wir unter freiem Himmel. Aber nun gibt es warme Verpflegung und auch etwas Brot. Einige haben aus Blech scharfe Messer gemacht und ich genieße das Vertrauen der Kameraden, mit dem Messer ein Weißbrot in 10 oder 12 Scheiben zu teilen, wobei alle Mann misstrauisch und mit Ratschlägen bei der Hand zusehen. Für mich bleibt das Stück, um das alle herumgegriffen haben.

Eine Suppe aus Hühnermiere

Da die Verpflegung wieder sehr knapp ist, suchen wir zwischen dem zertrampelten Weizen nach Unkraut wie Hühnermiere usw., kochen daraus eine Suppe, um den Magen zu betrogen.

In der Nähe liegt in einer Kuhle ein Mann, angeblich ein Regierungsrat, der sich überhaupt nicht rührt, nicht spricht, alle Geschäfte in die Hose macht und stinkt. Schließlich wird er auf unseren Protest hin in ins Lazarett gebracht, womit er dann seinen Zweck wohl erreicht hat.

Im Lager lässt sich ein englischer Sergeant blicken, der mit seinem

Stöckchen unterm Arm sich freundlich gibt und Gespräche mit uns führen möchte, natürlich herablassend. Ich bin noch zu stolz, um mich anzubiedern...

19.07. fast ein halbes Brot für jeden!

20.07. Parole Heimat!

21.07. In der Entlassungsschleuse müssen wir von 12 – 17 Uhr vorgelesene Fragen beantworten, unsere Nazi-Vergangenheit betreffend...

Bis 23. 07. 45 bleiben wir im Entlassungs-Camp. Um 9.00 Uhr Abfahrt in die Freiheit durch das zerstörte Köln, auf Pontonbrücken über den Rhein, auf der Autobahn über Dortmund nach Detmold...

„...das herrliche Gefühl, heil wieder zuhause zu sein“

Zum ersten Mal seit hundert Tagen auch wieder ein richtiges Dach über dem Kopf, ich sogar ein Bett, die anderen mit Decken auf dem Sofa oder dem Fußboden.

24.07.45 mit der Bahn nach Barntrup, dort einige Stunden warten auf den Zug nach Rinteln. In einer Fabrik schenkte man uns Zigarren und in einer Bäckerei sogar etwas Kuchen... Um 19.00 Uhr kam ich in unser liebes fast unzerstörtes Haus, herzlich begrüßt..

Und dann merkte ich erst, wie wenig Kraft ich noch hatte, meine Reserven waren nun erschöpft, ich musste tagsüber viele Stunden im Bett bleiben, der Arzt verordnete für alle 2 Stunden eine geringe Nahrungsaufnahme, zwischendurch Salzwasser, damit der Magen sich allmählich wieder gewöhnte. Denn ich war auf 85 Pfund abgemagert.

Aber das herrliche Gefühl, heil wieder zuhause zu sein und Familie und Haus am alten Platz vorzufinden, überstrahlte diese Tage und die nächsten Jahre.<<

>>Wer weiterlebt wie bisher, hat nicht begriffen, was droht<<.

„Erinnern wir ... nun an die größere Forderung, die die Situation heute mit nicht mehr überbietbarer Dringlichkeit stellt: Unsere Gesinnung und Denkungsart, unseren sittlich politischen Willen zu verwandeln. Was längst in einzelnen Menschen da war, aber ohnmächtig blieb, ist nun zur Bedingung für den Fortbestand der Menschheit geworden. Ich glaube nicht, übertreibend zu reden: Wer weiterlebt wie bisher, hat nicht begriffen, was droht. Es nur intellektuell zu denken, bedeutet noch nicht, es in die Wirklichkeit seines Lebens aufzunehmen. Ohne Umkehr ist das Leben der Menschen verloren. Will der Mensch weiterleben, so muß er sich wandeln. Denkt er nur an das Heute, so kommt der Tag, mit dem der Atomkrieg beginnt, durch den wahrscheinlich alles ein Ende hat. Während die politischen Wirkungskräfte nicht weit genug reichen, sehen wir heute doch noch nichts von einem Wandel der Motive. Der Mensch ist geblieben wie er immer war: dieselbe Gewaltsamkeit, Rücksichtslosigkeit, Kriegstollkühnheit. Und demgegenüber dieselbe Bequemlichkeit, das Nichtsehenwollen, das Ruhebedürfnis und der Mangel voraussehender Sorge bei den Besitzenden, die sich in solchem Zustand stets von kühnen Draufgängern überspielen liessen. Dieselbe Unverschämtheit von Erpressungen und dieselbe Nachgiebigkeit gegenüber solchen Erpressungen.“

Karl Jaspers 1957: „Die Atombombe und die Zukunft des Menschen“ (Auszug aus dem Vortrag)

Wege in ein "Neues Reich"?

Erinnerungen an den Gründer Hans Dahmen

Von Werner E. Spies

Ein geschlossener Kreis, der sich aber auf möglichst Viele öffnen will – das ist wohl seit dem ersten Erscheinen die Leserschaft der „Briefe für einen Freundeskreis“ ... aus der Ferne. Im Anfang überwog das Geschlossene – Dahmen wollte seine allerdings weite Bekanntheit versorgen mit Aufgefundenem, das ihm wichtig schien – und dabei werben: für ein demokratisches „Neues Reich“, das er wohl anders sah als Stefan George im genannten Buch – obwohl ihm George sehr nahe war; ich erinnere noch seine emotional getönte Antwort auf meine Bemerkung, der sei vergessen: „Der kommt aber wieder“.

Aufgelesen: denn das Gespräch druckte munter ab, was er in Zeitschriften und Zeitungen fand. „Lese-knecht“ nannte er sich zuweilen. Die Auswahl war nicht stets konsistent, aber keineswegs beliebig. Dahmen hatte etwas Missionarisches, wollte helfen im Heraufführen veränderter Gesellschaft – „Das Zeitalter des Gesprächs und der Begegnung“, das war der etwas abschreckende Titel seines wenig gelesenen Buches.

Solche Überzeugungen bestimmten auch seine Tätigkeit als Schulleiter. Kultiviert und engagiert sollten die Schüler des „Institutes zur Erlangung der Hochschulreife“ in Oberhausen werden – neben Braunschweig das erste seiner Art. Eine Schule für Erwachsene, mit einem Internat. Ich denke, daß diese Ganztagschule erheblichen Einfluß auf ihre Studierenden hatte, besonders im Anfang, als nach dem verlorenen Krieg junge Menschen nach Neuausrichtung suchten. Dahmen mit seinen heiteren Predigten erfüllte da wirklichen Bedarf, auch mit seinen kritischen Anmerkungen („ich sage das ganz offen“ war eine Lieblingsformel in seinen Vorträgen).

Später hörte man manchmal ironische Töne („da hat er wieder gepredigt, unser Ersatz-Gerhard-Haupt-mann“ – böswillige Äußerung eines Schülers, anzüglich das Aussehen karikierend) – die 68er-Generation kündigte sich an – die wollten andere Predigten. Dahmen begann, sich in seiner Schule zuweilen fremd zu fühlen; ich erinnere ablehnende Bemerkungen über eine Schulfeier „mit diesem Schummerbetrieb, der nichts für uns ist“.

„... ein verdienstvolles Mitglied der Gründer-Generation“

Die Öffnung des „Gesprächs“-Leserkreises geschah jeweils mehr oder weniger zufällig, oder nach direkter Kontaktnahme. Werbeaktionen waren dem immer schon finanzschwachen Blättchen unmöglich, auch wären die mit dem Charakter des Heftes kaum vereinbar gewesen. Ich wurde nach einem Brief Dahmens Leser: er hatte im Heft eines meiner Bücher besprochen, sandte mir dies zu – daraufhin blieb ich einige Jahre Leser, vergaß es dann und kehrte erst zu Geschkes Heft zurück, wieder aus persönlichem Anlaß – eine gemeinsame Erinnerung an Erlebnisse zu Ende des Krieges, die Geschke beschrieb, war Anlaß beginnender Freundschaft.

Dahmens wohlthuende Wirkung in seiner Schule war unmittelbar erfassbar, auch seine Einwirkung auf andere Schulen des Zweiten Bildungsweges. Ich war damals Vorsitzender der Direktorenkonferenz der Abendgymnasien von NRW, besuchte ihn häufiger. Gemeinsam arbeiteten wir daran, den sinnlosen Streit zwischen den mittlerweile zahlreicher gewordenen Instituten zur Erlangung der Hochschulreife und den Abendgymnasien zu beenden. Erfolgreiche Mühe: heute haben diese Schulen gemeinsame

Richtlinien und stehen in ständigem Kontakt.

Viel schwerer ist die Wirkung seiner quasi-missionarischen Tätigkeit als Vortragender, Schriftsteller, Sammler abzuschätzen. Natürlich kann ein Heftchen wie das „Gespräch“, können Vorträge und ein Buch, alles mit kleiner Leser- und Zuhörerschaft, Gesellschaft nicht durchgreifend verändern. Aber man darf annehmen, daß seine emsige Lektüre und Druckerei den „Freundeskreis“ befestigte und manchen Außenstehenden hineinzog in das Fundieren einer veränderten Staatsform. Hans Dahmen war ein verdienstvolles Mitglied der Gründer-Generation.

Prof. Dr. Dr. h.c. Werner E. Spies
Friedrich-Ebertstr. 109, Unna

*

„Gute Schule“ gesucht

Was eine gute Schule sei, ist nach den verheerenden Pisa-Auskünften derzeit in Deutschland ein Dauerthema. Und so nimmt es nicht wunder, dass man sich hierzulande danach umschaut, ob es nicht hier oder anderswo ermutigende Beispiele gibt – so auch die „Stätte der Begegnung“.

Unter Leitung ihres Referenten für politische Bildung, Johannes Schröder, hat sie eine Studienreise nach Finnland organisiert, um sich bei Europas Klassenbestem umzusehen. Die „Informationen, Erfahrungen, Reflexionen und Folgerungen“ dieser Reise sind in einer druckfrischen Dokumentation mit dem Titel „Was ist eine gute Schule?“ in einer 85-seitigen Broschüre veröffentlicht worden. („Stätte der Begegnung e. V.“, Oeynhausener Str. 5, 32602 Vlotho)

g.g.

Physik ist nicht alles...

Kritisches zum „Potsdamer Manifest“ und „Gespräch“

Von Daniel Günther

Unter den „Machern“ des GadF gilt es als ausgemacht: mit unserer Zeitschrift machen wir bei der Jugend keinen Stich! Die Themen-Auswahl, der Schreibstil und die Aufmachung eignen sich nur für die älteren (bis alten) Jahrgänge. Der folgende Brief an den Herausgeber gibt Anlaß, diesen Glaubenssatz zu überprüfen. Geschrieben hat ihn Daniel Günther, Physikstudent, Enkel unseres kürzlich verstorbenen Freundes Dr. Michael Günther. Vielleicht kommt es ja doch in erster Linie darauf an, an welchen Teil der Jugend man sich wendet und wo man ihn findet.

Sehr geehrter Herr Geschke,
vermutlich hatten Sie die Hoffnung schon aufgegeben, noch mal von mir zu hören, aber ich habe unser Gespräch auf der Beerdigung meines Großvaters nicht vergessen. Allerdings musste ich noch den allsemestrigen Klausuren-Marathon hinter mich bringen, bevor ich Zeit hatte mich dem „Gespräch aus der Feme“ zu widmen. Jetzt aber sind Semesterferien und ich habe das Heft in Ruhe durchgelesen.

Gleich vorneweg möchte ich sagen, dass mir die Lektüre viel Spaß gemacht hat, wenn sie auch nicht ganz einfach war (Fremdwörterlexikon entstauben) aber mir sind eine ganze Reihe interessanter Gedanken neu- und wiedergekommen...

Ein wissenschaftlicher Ansatz

Ich kann mir nicht helfen, aber auch bei erneutem Lesen des „Potsdamer Manifests“ werde ich ein seltsames Gefühl nicht los. Ganz gleich wie sinnvoll seine Forderungen nach neuem Denken und Handeln sind, die naturwissenschaftliche Argumentation über die Quantenphysik anlässlich – so un-

terstelle ich mal – des „Einsteinjahrs“ wirkt gezwungen.

Quantenphysik ist heute nichts „revolutionäres“ mehr und wird in jedem anständigen Oberstufenphysikkurs zumindest in ihren Grundlagen behandelt. Die Idee der Quanten, die, wenn ich mich recht erinnere, Einstein zum ersten Mal in seiner Licht-Quanten-Hypothese formulierte, ist mittlerweile über hundert Jahre alt und hat, soweit ich weiß, noch nicht viele zu politischem Umdenken bewegt.

„Aber könnte sie das?“, habe ich mich gefragt, doch auch diese Frage würde ich nicht mit ja beantworten. Wahr ist, dass die Quantenphysik sich von der Aussage „Etwas ist so und so“ verabschiedet und stattdessen auf einer Sub-Elementarteilchen-Ebene nur noch mit Wahrscheinlichkeiten oder Potentialen arbeitet, wie es im Manifest heißt. Diese Wahrscheinlichkeiten mitteln sich zu den Erkenntnissen der klassischen Mechanik aus. Es gibt sie zwar, und man braucht sie auch um in der Meso-Ebene wahrnehmbare Prozesse wie den radioaktiven Alpha-Zerfall zu erklären, aber über solche Phänomene hinaus wird es niemals zu einer Revolution der Quanten kommen. Die klassische Mechanik funktioniert in ihren Dimensionen wunderbar und wird es auch immer tun. Im Lehrplan der Maschinenbauer steht keine Quantenphysik und es wird auch nie eine komplexe Maschine zusammenbrechen, weil Quanteneffekte vernachlässigt wurden. Genau das aber will uns das Potsdamer Manifest nahelegen.

Möglich, dass sich das wie hochtrabende Haarspalterei anhört, aber schließlich habe ich ja nicht damit angefangen. Ich will damit sagen: Das „uns wohl vertraute Menschenbild, das vom empathischen Menschen ausgeht“ (S. 10) braucht keine

Quantenphysik. Das wäre auch nicht im Sinne Einsteins. Im Briefwechsel mit Freud über die Regierungsform der Zukunft klammert der die Physik aus und bleibt darüber hinaus wunderbar verständlich.

So, das lag mir auf der Seele. Jetzt kann ich mich dem eigentlichen Thema widmen!

Kapitalismuskritik

Professor *Elmar Altvater* hat zwar recht, wenn er schreibt, dass das Wort Kapitalismuskritik im Manifest nicht vorkommt, aber es zielt doch letztlich darauf ab und bezüglich jenes Themas hat diese Ausgabe des „Gesprächs“ mir einige Denkanstöße gegeben. „Der Kapitalismus schafft doch erst die Möglichkeit der freien wirtschaftlichen Entwicklung. Was gibt es denn da zu kritisieren?“, könnte man ja meinen.

Dr. *Hans Bremer* hat das sehr einleuchtend beantwortet: „Immer wieder werden die glitzernden, modernen Wolkenkratzer im sich rapide entwickelnden China und Indien gezeigt, als Beweis für die Richtigkeit unserer Begriffe von Wirtschaft, Freiheit und Demokratie. Eher selten wird über die viel größere und verbreitete Armut in diesen Ländern berichtet.“ (S.17)

Ein Freund von mir ist drei Monate mit dem Motorrad durch Indien gereist und hat mir von seinen Erfahrungen dort erzählt. „In vielen unterentwickelten Regionen haben die Leute nicht mal einen Stuhl zum Sitzen.“, sagte er mir, „aber dafür haben sie Handys.“ Nachdem ich das „Gespräch“ gelesen habe, haben sich die Berichte meines Freundes in ein anderes Licht gerückt. Das ist also die Art, wie der Kapitalismus Indien hilft. Elektronische Geräte sind dort billig herzustellen und zu vertreiben, aber das ist nicht, was die armen Regionen dort brauchen.

Wachstumswahn

Die Wirtschaft muss wachsen. Das erscheint einem so selbstverständlich, dass man gar nicht weiter drüber nachdenkt. Aber muss sie das denn

wirklich? Kann sie das überhaupt? Mir fällt der „Konsumzwang“ aus Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ ein. Neue Sportarten darf man in dieser Gegenutopie nur einführen, wenn sie noch mehr Material erfordern, als die bisherigen. Wo soll denn der ganze Überschuss hin? Nach Indien, damit die Hungernden miteinander telefonieren können? Man meint doch, dass sich irgendwann eine Sättigung des Marktes einstellen müsste.

Ein kurzes Rüberschalten zu MTV überzeugt von Gegenteil. Dort jagt eine nervige Klingeltonwerbung die nächste. Was aber, wenn ich mit meinem Handy nur telefonieren will, und es mir völlig reicht, wenn es mir einen Anruf durch ein gewöhnliches Piepsen signalisiert? Doch es scheint genügend Leute zu geben, die das anders sehen, denn Firmen wie Jamba expandieren fleißig.

Mal nach Zahl

Ein weiterer Punkt, der mir beim Lesen aufgefallen ist, ist die zunehmende Konzentration auf Zahlenmaterial bei wirtschaftlichen Analysen, insbesondere in *Dieter Dieterichs* Beispiel der Firma BAYER (S.24). Während meiner Zivildienstzeit an der Uniklinik Bonn habe ich einen Chemiker kennengelernt, der mir von den Veränderungen nach den 80er Jahren bei BAYER erzählt hat, als Firmenanalyse sich nur noch nach Zahlenwerten richtete. Von der Erforschung eines Präparats bis zur Marktreife dauere es mindestens zehn Jahre, erzählte er mir. Und so sei bezüglich vieler Forschungsabteilungen der Eindruck von Ineffizienz entstanden. Daraufhin seien diese Abteilungen aufgelöst worden und BAYER habe sich selbst das Wasser für Innovationen abgegraben.

So etwas passiert wohl, wenn man Leute, die von der eigentlichen Arbeit in der Firma keine Ahnung haben, die Entscheidungen überlässt. Vielleicht erklären Geschichten wie diese auch die Abneigung der Naturwissenschaftler gegenüber den Betriebswirtschaftlern, die an der Uni sehr deutlich spürbar ist. Ein Physi-

ker, der in die *Forschung* gehen wollte, hat mal zu mir **gesagt**, er sei kein zwanghafter **Karrieremensch**, aber es würde ihn schon **aufregen**, dass einmal jemand, der **weniger** Ahnung hätte als er, über seine **Arbeit** entscheiden sollte.

Dazu fällt mir auch die **Vereinheitlichung** des Lehrbetriebs an Schulen und Universitäten **ein**. Parallelunterricht, Vergleichsarbeiten, Zentralabitur, Einführung der **neuen Bachelor- und Masterstudiengänge**, **alles** läuft auf Vergleichbarkeit **anhand** bloßer Zahlenwerte hinaus. **Vor** ein paar Monaten habe ich mit **anderen** Studenten darüber diskutiert **und** habe einsam und alleine die **Kontraposition** gehalten. **Vereinheitlichung** des Lehrstoffs, internationale **Vergleichbarkeit**, Leistungsmessung auf **einer** gemeinsamen Punkteskala - **alles** was die Anderen als Vorteile **sahen**, **sah** ich als Nachteil, denn ich **freue mich** nicht auf den Tag, an dem die **Kompetenz** einer Person anhand **einer Zahl** zwischen Null und Tausend **festgelegt** wird.

Die stolze Vernunft

Mit dem, was die **unterschiedlichen** Gruppen an der Uni **übereinander** erzählen, ließe sich ein **eigenes Klatschblättchen** füllen. Die Ingenieure und Naturwissenschaftler zum **Beispiel** schauen mit mildem Lächeln auf die Geisteswissenschaftler im „Wissen“, dass sie die einzig wahre Forschung betreiben. Dabei sollten wir doch mittlerweile eines Besseren belehrt sein.

In der elften Klasse hatte ich meine persönliche kleine Krise mit der Wissenschaft. Damals habe ich mich mit großem Interesse zum ersten Mal wirklich ernsthaft mit Physik beschäftigt, wollte mich nicht mehr mit laschen Begründungen zufrieden geben, sondern alles grundlegend verstehen. Neben meinem bescheidenen mathematischen Rüstzeug schien es dabei auch noch ein anderes Problem zu geben. Die Modelle, die wir kennenlernen wurden zwar komplizierter, aber beweisen konnten wir sie doch nie richtig.

Ab Klasse elf hatte ich allerdings auch Philosophie gewählt, und was wir dort über Erkenntnistheorie gelernt haben – besonders über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und den Radikalen Konstruktivismus – hat meine Sicht auf den Absolutheitsanspruch der (Natur)Wissenschaft grundlegend verändert. Selbst Kausalität war auf einmal auch nur ein Prinzip und die menschliche Erkenntnisfähigkeit wurde kritisch hinterfragt. So wurde mir klar, dass es die vielgesuchte Weltformel, die mikroskopische und makroskopische Physik miteinander verbinden soll, zwar geben könnte, wir aber wahrscheinlich nicht in der Lage sein würden, sie in unseren begrenzten Dimensionen zu beschreiben, ähnlich dem zweidimensionalen Papiermännchen, das den Bleistift beschreiben will, der sich durch seine Welt bohrt.

Ich denke, das ist auch, was *Dieter Dieterich* mit dem „Abschied vom reinen Denken“ (S.12) meint. Hat man den erst hinter sich, erkennt man, wieviel Platz noch für andere Dinge bleibt. Die Ansicht, die Wissenschaft habe Gott mittlerweile ersetzt oder sogar widerlegt, weil sie die Entstehung und Gesetze des Universums ergründet habe, kann mir deshalb heute allenfalls noch ein müdes Lächeln abringen.

Die Gier als Motor des Kapitalismus?

Der aufgeklärte moderne Mensch kann sich also ruhig vom hohen Ross der reinen Vernunft hinabbegeben und es mal mit der Menschlichkeit versuchen. Die kann man ja, wie *Dieter Dieterich* auch schreibt, ebenfalls lehren und vielleicht ist es gerade das was die Menschheit tun müsste, um zu neuem Denken und Handeln zu kommen. Die Mittel dazu haben wir ja, insbesondere durch die Schulen, in der Hand. Es ist vielleicht ein bisschen spät, Philosophie erst in der Elf als Wahlfach anzubieten und auch im Religionsunterricht könnte man, anstatt die Schüler immer wieder mit der Erkenntnis zu langweilen, dass Drogen schädlich sind, auch mal über obiges Thema sprechen.

Wo ich gerade bei Vernunft und Menschlichkeit war, schließt sich doch die Frage an, wie vernünftig eigentlich der Kapitalismus ist, wenn er schon nicht besonders menschenfreundlich ist. In dieser Hinsicht hat mir das „Gespräch“ einen für mich gänzlich neuen Gedanken zugespielt. Gier und Raffsucht werden einem im Artikel als Beweggründe des Kapitalismus genannt, denen scheinbar rationale Ansprüche nur vorgeschoben werden. Wenn man sich den Raubbau ansieht, der mancherorts im Namen des Kapitalismus angerichtet wird, könnte man geneigt sein, dieser Ansicht zuzustimmen.

Aber was ist dann mit dem Ehrgeiz? Ist er jetzt auf einmal eine Untugend? Ich würde mich als ehrgeizigen Menschen beschreiben. Ich wohne in einem 12 Quadratmeter großen Zimmer in einem hässlichen Wohnturm eines Studentenheims und arbeite hart dafür, dass ich aus diesen Umständen möglichst bald herauskomme. Geld alleine macht nicht glücklich, sagt man. Kein Geld macht aber bestimmt auch nicht glücklich, halte ich dem entgegen, und gebe ganz ehrlich zu, dass es mir wichtig ist, später einmal so gut zu verdienen, dass ich mir um meine Finanzen keine Sorgen machen muss und mir auch ein paar Annehmlichkeiten leisten kann.

Das könnte man unter Umständen schon als „Gier im Kleinen“ bezeichnen, aber das ist ja nicht mein einziges Ziel. Ich würde in meinem Arbeitsleben gerne an innovativen Projekten mitarbeiten, die mir mein ganzes Können abverlangen, um dann hinterher mit einem gewissen Stolz auf das Erreichte zurückzublicken und sagen zu können: „Ein Teil davon ist von mir.“ Ich würde gerne etwas aufbauen, vielleicht eine eigene Firma, vielleicht etwas innerhalb eines schon bestehenden Unternehmens. Solche Ziele haben doch nichts mit Gier oder Zerstörung zu tun, eher mit dem Gegenteil, aber es ist der Kapitalismus, der sie am besten fördert. Sicherlich sollte man ihn in seinem Verhalten gegenüber ärmeren Ländern in seine Schranken weisen, aber gänzlich verdammen kann man ihn nicht.

Der gläserne Mensch ...

... ist ja eigentlich ein Thema des Datenschutzes dessen Entwicklung ich als Techniker kritisch beobachte, und gleich juckt es mir in den Fingern etwas darüber zu schreiben. In Ihrem Artikel „Nachfrage nach einer Neuro-Ethik“ (S. 37 f) zeigt er sich einmal aus biologischer Sicht. Wie wahrscheinlich die meisten Laien bin ich der Meinung, dass das Verschweigen eines Befunds ein Verbrechen am Probanden/Patienten wäre. Die Sorge der Experten um die Kosten einer folgenden Behandlung kann ich kaum verstehen, schließlich ist die Bekämpfung einer Erkrankung um so einfacher, je früher sie erkannt wird.

Die biologische Datenerfassung geht aber auch noch viel weiter. Eltern können lange vor der Geburt ihre „potentiellen“ Kinder auf mögliche Erkrankungen oder Behinderungen überprüfen lassen und dann entscheiden, ob sie ein solches Kind wollen. Ist das jetzt human, kein schwerstbehindertes Kind in die Welt setzen zu wollen? Oder ist es grausam und erzeugt eine menschenverachtende Einteilung in lebenswertes und un lebenswertes Leben? Oder gliedern wir uns durch solche Techniken nur wieder in das natürliche Verfahren der Selektion ein, aus dem wir uns durch die moderne Medizin ausgeschlossen haben? Interessante Fragen, vielleicht werden sie auch einmal im „Gespräch“ besprochen.

Soweit meine Gedanken und Meinungen zur letzten Ausgabe des „Gesprächs aus der Ferne“. Es hat mir Freude gemacht, mich neben Strom, Spannung und Schwingungen auch einmal wieder mit philosophischen Themen zu beschäftigen. Außerdem fühle ich mich geehrt, dass Sie als der Erfahrenere und Belesenere an meiner Laienmeinung interessiert waren. Vielleicht kommen Sie darüber ja wiederum auf neue Gedanken. Ich wünsche Ihnen alles Gute und eine stetig wachsende Leserschaft.

Daniel Günther
Unterwestrich 11c
41812 Erkelenz

Das Gespräch aus der Ferne

Vierteljahresshifte zu wesentlichen Lebensfragen unserer Zeit

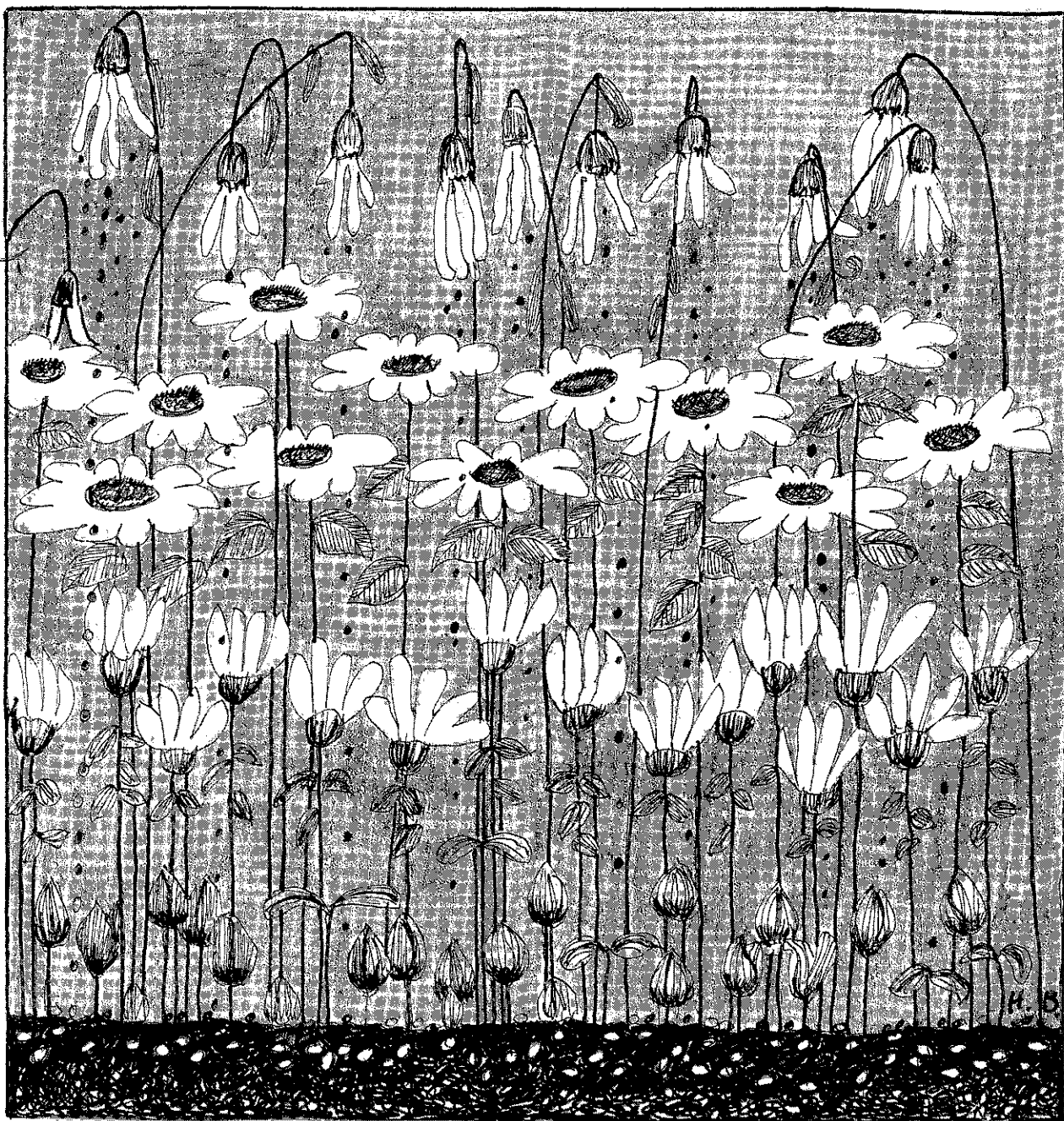
Herausgegeben von Dr. Günter Geschke und Ulrike Rietz

1946 gegründet von Dr. Hans Dahmen, weitergeführt von Liselotte Faltz (1978) und Dr. Michael Günther (1990)

Viertes Quartal 2006 • Heft Nr. 379 • 60. Jahrgang • ISSN 0942 - 2889 • C 5086 F

„Stirb und werde!“ - Werde und stirb!

Wer richtig leben will, darf den Tod nicht verdrängen



Kreislauf des Lebens: keimen, blühen, welken...

GadF-Grafik: Heide Blunk

Auszüge aus dem Tagebuch des Kriegsgefangenen Günther Hespe, Seite 30 ff

Vorbemerkung der Redaktion:

Zur Erinnerung an die Uranfänge des „Gesprächs aus der Ferne“ hatten wir Aufzeichnungen von Günther Hespe veröffentlicht. Sie schilderten die erbärmliche Lage deutscher Kriegsgefangener 1945 in den Rheinwiesen, wo auch der Gründer unserer Zeitschrift, Dr. Hans Dahmen, einer ungewissen Zukunft entgegenhingerte. Dieser Bericht hat GadF-Leser Theodor Meyer um den Schlaf gebracht, weil die Erinnerungen an seine eigene Leidenszeit aufstiegen; Meyer, damals 18 Jahre alt, war wie 60 000 andere im Lager Bretzenheim eingepfercht, just am selben Ort, wo Hans Dahmen seine ersten Gedanken „für die Zeit danach“ aufschrieb. Wir zitieren aus dem Brief von Theodor Meyer an die Redaktion:

Erschrecken über die eigene Vergangenheit

„Das Gespräch aus der Ferne“ pflege ich nicht in einem Zuge zu lesen. Ich befasse mich mit den Aufsätzen über einen längeren Zeitraum. Die Artikel sind gewöhnlich das Letzte, was ich am Abend lese. So blätterte ich weiter und war auf Seite 30 des letzten Heftes angelangt. Mein Blick fiel auf den Bericht „Kriegsgefangen im eigenen Land“. Ich sah, was ich da aufgeschlagen hatte, erschrak und legte das Heft schnell zur Seite. Doch der eine Blick hatte genügt, mir eine schlaflose Nacht zu bereiten. Ich wurde die Bilder, die Erlebnisse und Erinnerungen meines Lebens aus dem Frühjahr 1945 nicht wieder los.

Heute morgen nun las ich den ganzen Artikel. Alles, aber auch jeden Satz des *Günther Hespe* kann ich aus eigenem Erleben bestätigen. Ich lag zwar nicht (wie er) als Kriegsgefangener auf den Rheinwiesen bei Sinzig,

sondern verbrachte diese Wochen hinter Stacheldraht weiter südlich im Lager Bretzenheim bei Bad Kreuznach.

Am 20. April 1945 war ich im Harz in amerikanische Gefangenschaft geraten und verbrachte die ersten zehn Tage in provisorischen Lagern bei Weende (Göttingen) und Bad Hersfeld. Unvorstellbare hygienische Zustände herrschten dort. Auch wir erlebten, daß Kameraden versuchten, bei der Dunkelheit auszubrechen und so ihr Leben riskierten. Es gab nichts zu essen oder so wenig, daß viele gesundheitliche Probleme bekamen... Auf den Transporten von einem Lager zum anderen pferchte man uns zu 60 Mann auf einem LKW zusammen. Schutzlos waren wir dem Wetter ausgesetzt. Ich besaß z.B. nur eine Wolldecke, keinen Mantel, um mich vor dem Regen zu schützen...

Wenn ich heute darüber nachdenke, so erstaunt mich am meisten, daß ich damals mit unglaublichem Weitblick alles dokumentiert und ein Tagebuch geführt habe. Konsequenter und unter den denkbar schwierigsten Situationen schrieb ich auf, was ich täglich erlebte. Einen Bleistift und einige Blätter Schreibpapier hatte ich durch alle „Filzungen“ hindurch bringen können. Ich war noch sehr jung. Wenige Tage vor meiner Gefangennahme war ich 18 Jahre alt geworden.

Offenbar haben nur wenige die Kraft, das Interesse und die Möglichkeit gehabt, das Geschehen festzuhalten. Denn als ich nach 50 Jahren den Ort unserer Leiden, das „Feld des Jammers“ aufsuchte und das Dokumentationszentrum in Bretzenheim besuchte, hatten nur wenige Kameraden Aufzeichnungen verschiedener Art dort hinterlegt. (Bei über 60000 Kriegsgefangenen im Lager!) Zurückgekehrt von der Reise schickte ich dem Leiter des Museums meine Tagebuchaufzeichnungen mit Erläuterungen von mir. Sie sind ein Teil meiner Lebenserinnerungen.

Von einem unglaublichen Geschehen aus diesen Tagen, von einer Tragödie im Lager Bretzenheim möchte ich

schließlich noch berichten. Einer unserer Mitgefangenen war in unmittelbarer Nachbarschaft zu Hause, im Ort Winzenheim. In Blickweite sahen wir das Dorf liegen. Bewohner des näherten sich dem Lager bis auf Rufweite. Wir konnten Kontakt aufnehmen. Als der Kamerad sich zu erkennen gegeben hatte, erschien bald darauf seine Frau mit ihrem Kind an der Hand. Sie konnten einige Worte wechseln. Am folgenden Tag erschien die Frau wieder, da wurde ihr zugerufen, ihr Mann sei in der Nacht von Wachtposten erschossen worden. Was war passiert? Hatte der Familienvater die Nerven verloren und versucht, die meterhohen, doppelten Sperranlagen zu überwinden oder hatte er sich nur dem Stacheldrahtzaun zu sehr genähert? Ich weiß es nicht. Obwohl ich auch in dem Areal Richtung Winzenheim lag, hatte ich nichts mitbekommen; geschossen wurde häufiger des nachts. Ich kann dieses Ereignis nicht bestätigen. Nach Jahrzehnten las ich einen Bericht darüber.

Ende der 1990er Jahre habe ich meine Lebenserinnerungen geschrieben, nicht in der Absicht, sie drucken zu lassen und somit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nur für meine Familie, für meine Kinder und Enkel sind sie gedacht.

In Ihren Vorbemerkungen zum Artikel schreiben Sie, daß Sie einen authentischen Einblick in die damalige Situation durch Günther Hespes Tagebuch bekommen haben. Vielleicht können meine Aufzeichnungen und meine Darstellung der Ereignisse mithelfen, das Bild abzurunden. Wenn Sie möchten, schicke ich Ihnen gern das entsprechende Kapitel meiner Lebenserinnerungen und meine Tagebuchaufzeichnungen vom April bis Juli 1945. Sie merken, man kommt wohl nie davon los, auch nicht nach mehr als 60 Jahren.

Theodor Meyer
Pestalozzistraße 8
31311 Uetze

Wir haben mit Theodor Meyer vereinbart, daß er uns eine Foto-Kopie seiner Aufzeichnungen schickt. Interessenten bitte melden. G.G.

„Aktion 1000 plus X“

Leser werben Leser

Das „Gespräch“ ist 60 Jahre alt geworden, seine Leser sind 70 bis 90; manche steuern die 100 an. Daß wir gemeinsam älter werden konnten, ist schön, hat aber auch seine Schattenseite: Die unvermeidlichen Lasten und Defizite des Alters nehmen zu. Man muß liebgewordene Aktivitäten und Gewohnheiten hinter sich lassen. Wir bekommen das verstärkt zu spüren: Anrührende Abschiedsbriefe bringen die Auflage unserer Zeitschrift auf Sinkflug. Die Tausendergrenze ist nach unten durchstoßen. Die Kosten aber steigen kontinuierlich. Da wir trotz vermehrter Anstrengungen leider nicht genügend Geld für eine professionelle Werbung neuer Leser einwerben konnten, besinnen wir uns jetzt auf die eigene Kraft: Sie, liebe Leserinnen und Leser! Sie sind unsere besten Werber, weil Sie uns aus eigener Erfahrung weiterempfehlen können! Unsere herzliche Bitte: Sprechen Sie Verwandte, Freunde, gute Bekannte auf das „Gespräch aus der Ferne“ an, ermuntern Sie sie, ein Probeabonnement oder Probeheft zu bestellen oder von Ihnen bestellen zu lassen oder bestellen Sie selbst ein Geschenkabonnement - es dürfte auch nach Weihnachten willkommen sein.. Helfen Sie uns, den Abwärtstrend der Auflage umzukehren! Das Nahziel heißt „1000 plus X“, das Fernziel: schwarze Zahlen für ein langes Leben unseres „Gesprächs aus der Ferne“. (Bitte bedienen Sie sich dazu dieser oder der Seite 42.)

Günter Geschke

Ich bestelle: ein Probeheft (), (1, 2, 3) Probehefte für mich / für (Name und Anschrift):

ein Probeabonnement (10 Prozent Rabatt auf den Jahrespreis von 24 Euro) für:

ein Geschenkabonnement (vier Hefte zu 24 Euro) für:

Mein Name:

Meine Anschrift:

Datum/Unterschrift:

**An „Gespräch aus der Ferne“
Ahrensfelder Weg 35
22926 Ahrensburg**